

Das Licht.

Historische Novelle von Johann Böjer.

Spät in der Nacht war Rembrandt von Rijn vom fröhlichen Besamensein mit Freunden heimgelehrt. Doch wie immer genügt ihm ein paar Stunden Schlaf zu völligen Ausruhen, und in der Frühe stand er schon wieder in seinem Atelier und zeichnete bei Licht, von Zeit zu Zeit nach dem Fenster blickend, als warte er auf den graudenen Tag.

„Bin neugierig, ob sie bald was sein wird“, dachte er. „Sie gab sich den Anschein, als ob sie schlief, als ich nach Hause kam und als ich aufstand. Aber mich täuscht sie nicht.“

Wald strömte die Sonne zu ihm herein, und er arbeitete weiter an der Staffelei, als er seine junge Frau Zaskia unten in der Stube eines der Mädchen schelten hörte. „Aha, so gelangt sie mich also!“ dachte er. Und er warf den Kopf zurück, um das Bild zu betrachten, und überlegte: „Nebst dem mag sie recht darin haben, daß ich mehr bei ihr zu Hause bleiben müßte.“

Es war, als schliche sich Bitterkeit in seinen Winkeln, und auf einmal warf er ihn hin und begann, im Zimmer auf und ab zu gehen und zu pfeifen, wie um in Stimmung zu kommen. Und es endigte wie gewöhnlich — er blieb an der Wand vor der Silberstichzeichnung stehen, die er am Tage nach der Hochzeit von seinem Weibe niedergesetzt hatte. Da schaute sie ihn mit dem wunderschönen Gesicht unter dem großen Gartenhut an, und er blickte sie an, und beide lächelten.

Eine solche Erinnerung erzeugt Stimmung, und Rembrandt arbeitete wieder, als die Türe aufging und der alte Dr. Erasmus eintrat. Er ging gebückt und war hochlaugig, trug jetzt in der Hitze einen Pelztragen und humpelte gleichförmig.

Rembrandt reichte ihm die Hand, bat ihn, sich zu setzen, und malte weiter.

„Und Dr. Erasmus klagte über Gicht und Husten. Die Gäste in seinem Körper seien verpestet, und Lavements und Abreibungen zum Trost werde es nur ärger und nicht besser.“

„Das ist ja schlimm“, sagte Rembrandt, während er ein Auge zu kniff, wie um einen Sonnenstrahl vom Fenster her einzufangen. „Sei so freundlich, auf den anderen Stuhl dort zu rücken! Du sitzt dem Licht im Weg.“

Dr. Erasmus wechselte Platz, hustete und betrachtete den Maler lange. Rembrandt war noch nicht dreißig Jahre, aber schon weit und breit berühmt, benedict und angebetet, stets voller Laune, stets sein Genie in raptiver Arbeit entfaltend. Es war verständlich, daß er dem Tode keinen Gedanken schenkte, sondern sorglos dahinjagte, wie der Säugling im Licht, ohne daran zu denken, daß die Sonne einmal untergeht.

„Jünger Mann“, sagte Dr. Erasmus, „ich komme, um mit Dir ein ernstes Wort zu reden. Zu mir dein Geheime, vernünftig zu sein, solange das Glück Dir hold ist!“

„Bin ich nicht vernünftig?“ sagte Rembrandt, drehte den Kopf und schaute dem Alten zu.

„Du bist sehr unvernünftig, junger Mann, aber nun weiß ich, daß Du gegen eine große Gewinnsomme empfangen hast, und darum bin ich heute hergekommen.“

„Womit Du das Ganze borgen?“

„Du sollst mir den Dienst erweisen, endlich einmal die Zinsen und Abgaben von Deinem Hause zu bezahlen. Ich werd' unglücklich sein, wenn es Dir eines Tages schlecht ergoht.“

„Darin hast Du recht“, sagte Rembrandt. „Das Geld liegt da drüben in der Schublade. Nimm es und bezahle davon, was Du willst!“

Und dann musterte er das Bild und lächelte vergnügt.

Der Alte hustete, raffte sich aber endlich zu der Frage auf: „Sag mal, warum legst Du nicht ein bißchen Beiseite von all dem Gold, das Dir jetzt zukommt?“

„Aber ich tu es ja“, erwiderte der Meister.

„Ach, spotte nicht Deiner selbst. — Aber ich sage Dir, Du hast nicht das Recht zum Hazardspiel mit der Zukunft. Du hast ein großes, prächtiges Haus.“

„Und doch ich meinem Hause nicht Ehre? Vor zwei Tagen habe ich eine Sammlung seltener Vasen gekauft, die sich sicher gut ausnehmen werden in der Stube.“

Der Alte war dem Weinen nahe. „Geschicht es aus lauter Gierigkeit, daß Du das Geld für die Einrichtung Deines Hauses verschwendest?“

Rembrandt lächelte. „Ich wohn' doch nicht allein hier. Aber Du bist nicht verheiratet gewesen — das ist die Tadel!“

„Und das Fundament, darauf sich das Familienglück aufbauen soll, Weib und Kinder!“

„Hier ist es!“ rief dieser und streckte laudend seinen Finger nach ihm aus.

Der Gelehrte seufzte, und der Meister

stier malte wieder. Sorglos und sicher stand er auf seinen Beinen da und schuf, über all das sauerstoffreiche Gerüche lächelnd, das nicht verstehen konnte, daß seine Kraft unbegrenzt war, und daß er dieses Haus auszumachen wie einen Tempel, weil noch ein anderer außer ihm darin wohnte.

Dr. Erasmus erhob sich mühsam. „Wir können heut nachmittag zusammengehen und die Zinsen bezahlen“, sagte er. „Du bist um ganze vier Termine im Rückstand, es ist also an der Zeit!“ — „Erst jetzt bemerkte er das neue Bild, neigte den Kopf vorüber, stellte sich davor und betrachtete es.“

„Meister Rembrandt, warum willst Du das Geheimnis mit diesem Licht nicht verraten?“

„Ist es ein Geheimnis?“

„Dummes Zeug! Alle Maler Hollands sind grün vor Neid, und teinem gelingt es, Dich nachzuahmen. Neuerdings beschuldigt man Dich der Zauberei. Offen gesprochen — hast Du Deine Seele verkauft?“

„Ja“, sagte der Meister und malte von neuem. „Sag' ihnen: wenn sie nur ihre Seele verkaufen, so sollen sie sehen, daß es auch ihnen gelingt.“

Dr. Erasmus lächelte, legte die Hände auf den Rücken und den Kopf hinterüber und betrachtete den Meister. Schließlich nickte er. „Ich glaube, ich weiß es“, sagte er.

„Geiß — ich mische die Farben.“

„Dummeheit! Wer mischt nicht die Farben? Nein, junger Mann, das Geheimnis besteht darin, daß . . . daß irgendeine Sonne in Deiner Seele sitzt. Dein Winkeln ist nichts als ein Fenster. Hast' ich nicht recht?“

Meister Rembrandt beschaute sein Bild, den Kopf ein wenig schräg haltend, während er wieder vor sich hin trädelte.

„Also dann gehen wir heut nachmittags zusammen und bezahlen die Zinsen und all den Unfuss“, sagte er. Dr. Erasmus verstand ihn und ging. — \* \* \*

„Irgendeine Sonne in meiner Seele“, dachte Rembrandt. „Wie die Gelehrten sagen können!“

Als er nach einer Weile fühlte, daß ihm die Arbeit ungewöhnlich gut von der Hand ging, betam er wie meistens Lust, zu seiner Frau hineinzustürzen und ihr zu erzählen. Zuerst mußte etwas gesehen. Was, wußte er nicht recht.

„Sonne irgendwo in meiner Seele“, dachte er wieder, und der Alte schien so tomsich, daß er zu lachen anfangte.

Eine Erinnerung erwachte. Während Zaskia und er noch verlobt waren, machten sie eines Tages einen Spaziergang vor die Stadt. Plötzlich betam er den Einfall, sich vor ihr zu verstellen; er lief in den Wald hinein, an dem sie gerade vorbeigingen, und sie ihm nach, fortwährend rufend: „Rembrandt, warum tuft Du das? Rembrandt! Rembrandt!“ Er legte sich hinter einem Strauch nieder und sah, wie sie aufsuchte, ein wenig unruhig starrte, wo er wohl geblieben sein könnte. Und wie sie so stand, rann die Sonne aus einer Wolke hervor und überflutete sie mit dem goldenen Strome ihres Reichthums. Da stand Zaskia mitten in dem Lichtmeer und hielt nach ihm Ausschau und rief ihn. Bei Christus und allen seinen Engeln! Wie schön sie war!

Wie hatte er ein so wunderbares Licht auf einem lebenden Wesen gesehen. — Aber es auf der Leinwand hervorbringen. . . schau, das war etwas anderes.

Plötzlich ging die Türe auf, und Zaskia trat ein. Rembrandt guckte hinter der Staffelei hervor und endete zu seinem Erstaunen, daß sie ein Tablett mit einer Flasche und einem Glase in der Hand hielt.

„Du bist heute gewiß trocken im Hals“, sagte sie, füllte ein Glas mit Wein und reichte es ihm.

„Herr Gott im Himmel, Zaskia, wie unvergleichlich Du bist!“

Beide sahen einander an, und Zaskias Gesicht versuchte zu verbergen, daß sie recht gut gewußt hatte, wie ergrüdet er sein würde.

Noch immer blühten sie einander an.

Endlich bestreite er sie von dem Tablett und zog sie auf eine Bank nieder.

„Komm hierher, ich will Dir etwas sagen. Es fällt mir bloß eben ein, daß . . . daß es kaum jemanden gibt, der solch eine Frau hat wie ich.“

„Ach, schweig Du nur — denn Du meinst es ja gar nicht so.“

„Und zweitens will ich Dir sagen, daß es kaum einen Mann in der ganzen Christenheit gibt, der so viel an seine Frau denkt wie Rembrandt von Rijn.“

„Ja, das kann ich begreifen — wenn Du die ganze Nacht fort bist! Du zeigst doch selber am besten, daß Deine Freunde viel mehr für Dich bedeuten als Deine Frau.“

„Und drittens möchte ich Dir sagen, ob Du mich viel, viel anders wünschst, als ich bin!“

„Sie wußte nicht recht, was sie antworten sollte, aber sie warf ihm

von der Seite einen Blick zu, der wie eine heimliche Liebeslösung war.

„Wierdens möchte ich gern noch etwas wissen. Erzähl' mir, wie Du mich siehst, wenn ich nicht da bin!“

„Wenn Du nicht da bist? Wirst Du Dir wirklich ein, ich sehe Dich stets vor mir, auch wenn Du fort bist? O nein, ich hab' an andre Dinge zu denken.“

„Sag' es offen — wie siehst Du mich, wenn Du allein bist?“

„Warum willst Du es denn unbedingt wissen?“

„Ich hab' mir ausgedacht, daß ich wohl Lust hätte, mich so zu malen — wie Du mich siehst, wenn Du allein und emsig bist.“

„O, wie seltsam Du bist!“ — Und unwillkürlich schaute sie vor sich hin, um nachzudenken, wollte aber nur ungenut mit einem solchen Geständnis herausrücken, da sie ja immer noch ein Hühnchen mit ihm zu pfänden hatte. Doch endlich sagte sie, während die Augen lachten und auf das große Fenster blickten: „Entfinnst Du Dich, wie der Jude Israel kam, um bei uns zu pfänden? Du sagst beim Mahle, und Du hobst Dein Glas und trankst ihm zu und trankst ihn so förmlich zur Tür hinaus.“

„Siehst Du mich, so, Liebste?“

Zaskia antwortete nicht, sie wurde ein wenig rot, legte aber unwillkürlich ihre Hand auf sein Haar.

Es entstand eine Pause; und ihre Hand blieb auf seinem Haar liegen.

„So so!“ sagte Rembrandt dann — und verfuhrte, sich selbst so zu sehen, wie er danach ihr vor Augen stand: froh, sorglos, alles Trübe der Welt zur Tür hinaus trinkend.

„Ich wüßte wohl auch gern, wie Du mich siehst“, meinte Zaskia nach einer Weile. „Aber in Wirklichkeit hast Du mich gewiß vergessen, sobald Du drauhen bist!“

Rembrandt von Rijn lehnte sich zurück, um sie ein wenig zu mustern. „Wie?“ Er kniff die Augen zusammen. „O, ich glaube, Du siehst oft auf meinem Schopf, um mir irgendeine Tollheit zu verzeihen.“

„Also nur wenn Du etwas Tolles begangen hast, hast Du Verwendung für mich?“

„Doch manchmal gehst Du im Wald umher und starrst nach mir, ein bißchen bang, daß ich mich verirrt haben könnte.“

Zaskia beugte den Kopf und lautete wie nach Musik.

„Und weiter?“ fragte sie bald darauf.

„Weiter? Gott behüte, würd' ich Dir alles erzählen, so würdest Du noch eingebildeter werden. Nebenbei . . . ich habe einen ergötzlichen Einfall. Soll ich uns zusammen malen — so, wie einer von den anderen sieht, wenn ein jeder für sich ist?“

„Nein, nein!“

„Wie? Geh' hinunter und kleide Dich um. Du sollst das hübscheste Gewand tragen, was Du hast.“

„Ich hab' wahrhaftig jetzt keine Zeit. Drei Kochtöpfe stehen auf dem Feuer, und ich muß auch die Wäsche oeffentlich.“

„Daß die Kochtöpfe lochen bis zum jüngsten Tag! Ich glaube, es wurde ein Bild werden ohne gleichen! Fort! Mir triebelt's in den Fingern, vor Lust anzufangen!“

Zaskia mußte, daß es nichts nutzen konnte, noch mehr Einwände zu erheben, wenn er in dieser Laune war; und so erhob sie sich denn seufzend und ging geschwind hinaus.

Rembrandt aber stand ein Weilchen da — und veruchte sich so zu sehen, wie Zaskia ihn sah. In diesem Falle mußte er auch so getelldet sein, daß er einen Wucherer zur Tür hinausstrinken konnte.

Als die Geheißens ins Atelier kamen, fanden sie es leer. Bald darauf trat der Meister ein, in festlicher Kleidung, im roten Seidenroam, mit der Goldkette um den Hals und dem Degen an der Seite.

„Spannt eine große Leinwand auf“, sagte Rembrandt zu den Geheißens.

Kurz darauf kam auch Zaskia in vollem Putz, aber mit einem Gesicht, das besagte: Es ist eigentlich verrückt, aber . . . Rembrandt blieb stehen und sah sie an.

„Kun?“ fragte sie verwundert und warf einen Blick auf ihr Gewand. Sie merkte, daß er nicht ganz zufrieden mit ihr war.

„Bist Du mit mir zufrieden?“ fragte der Meister und schwenkte das Barett zum tiefen Gruß vor ihr.

Zaskia blieb stehen und schaute ihn an, und ihr Gesicht wurde heller und heller. „Du hättest lieber eine Feder für Dein Barett kaufen sollen!“

„Franz!“ kommandierte Rembrandt. „Spring geschwind zu van Helden und bitt' ihn, auch einige seiner schönsten Straußenfedern herzuwenden.“

Und der zweite Gehilfe lief hinaus.

„Und nun das Kleid!“ sagte der Meister und musterte seine Frau. — „Taugt nichts.“

„Nun, finde ich, fängst Du an, ganz verrückt zu werden. Ist das Kleid denn nicht ganz neu? Und sagen nicht alle, es sei hübsch? Ich bitte und beschwöre Dich, ersinne nicht wieder eine neue Tollheit!“

„Jan!“ gebot Rembrandt dem dritten Gehilfen. „Kauf hin zu Oten am Kanal und sag ihm, er möge auf der Stelle verschiedene seidene und samtene Gewänder von der besten Sorte schicken. Wari' einmal. . . das wird passen.“

Zaskia seufzte verzweifelt. „Und die se e Kleid hier? Du wirst sehen, Du wirst nicht mehr dulden, daß ich's noch trage. O Gott, wie unmöglich Du bist!“

„Nicht darin sah ich Dich, wenn ich für mich bin!“ sagte Rembrandt.

Und das tat seine Wirkung. Denn Zaskia wollte ja gerne so sein, wie Rembrandt sie sah, wenn er allein war.

„Nun der Schmutz. Diese Halskette paßt viel besser für ein Gespenst. . . und so wahr ich Rembrandt bin, soll sie meine Frau nicht länger verunzieren. Simon!“ befahl er dem vierten und letzten Gehilfen. „Kauf zu dem Juwelier drüben in der Straße und bitt' ihn, einige Ketten und Armbänder hierher zu senden.“

Zaskia fant auf einen Stuhl. „Mein Gott!“ stöhnte sie. „So toll wie heute ist er noch nie gewesen! Hast Du denn ganz vergessen, wie verschuldet wir sind!“

„Es ist besser, seine Frau schön zu kleiden, als die Teufel von Wucherern zu mähen“, sagte Rembrandt. „Ich hätte wohl Lust, der Welt zu zeigen, wie meine Frau eigentlich aussieht.“

Eine Weile darauf war das Atelier in eine Bude mit Proben von kostbaren Gewändern und Schmuckgegenständen verandert. Rembrandt half Zaskia, Hüte und Kleider anzuprobieren, und mit Tränen im Auge schied sie sich in alles. Als sie endlich in dem rechten Kleide dastand, nahm er die schönste Kette des Juweliers und hängte sie ihr um den Hals.

Endlich fiel ihm noch die Feder für sein Barett ein. Und als das Ganze bezahlt werden sollte, da wurde die Schublade leer — und dann jagte er die Krämer zur Tür hinaus.

Und Rembrandt und Zaskia betrachteten sich vor den Spiegeln. „So sieht er mich also, wenn er allein ist“, dachte sie und mußte — trotz alledem, ihrem eigenen Wils zustimmend.

„So siehst sie mich also, wenn sie hier im Hause tätig ist, während ich drauhen bin“, dachte der Meister. Und er lächelte seinem Gesicht zu unter dem Barett, dessen Feder wie eine Fanfare über seinem Haupte wehte.

Und beide begannen unwillkürlich, dieses und jenes in ihrer Tracht zu rechtzurücken, wie um sich noch schöner und feichtler zu machen — als hofften beide, ihr Bild im Herzen des andern möchte so wunderbar sein, daß es sich nie erreichen ließe.

„Doch jetzt einen Tisch hier drinnen!“ sagte Rembrandt schließlich. „Reim Mahle hast Du mich ja gesehen; drum ist es das beste, daß es auch auf dem Bilde so ist!“

Als alles bereit war, setzte sich Rembrandt an den gedachten Tisch — mit dem Barett auf dem Kopfe und dem Degen an der Seite. Und er lächelte und fühlte sich glücklich darüber, daß er ein neues Selbstporträt malen sollte — diesmal so, wie er sich im Herzen seines Weibes spiegelte.

Als aber Zaskia gleichfalls am Tisch saß, sagte er: „Nein, nun seh' ich . . . der Hut muß herunter.“

„Darf ich fragen, ob auch der nun nichts wert ist? Erst hast Du ihn für teures Geld gekauft. . . und dann wird er verworfen, eh' ich ihn getragen habe!“

„Der Hut ist nicht schlecht, schöner aber in Dein Haar. Nimm ihn ab, dann bist Du lieb.“

Und Zaskia nahm den teuren Hut ab und legte ihn fort, froh, daß ihr Haar ihm noch schöner dünkte.

Spiegel wurden an der einen Seite aufgestellt und die Staffelei an der andern.

Zuerst wollten sie essen und trinken, auf daß sie in Stimmung ton-

ten,“ sagte Rembrandt und füllte das Glas seiner Frau.

Dann nahm er sie auf sein Knie, sie aßen ein wenig von einem Keller, tranken von dem guten Wein, lachten und schauten einander mit verliebten Augen an.

„Weißt Du, daß die Mater behaupten, ich verschaffe mir mein Licht durch Teufelstänze, und ich hätte meine Seele verkauft?“

Und wieder lachten sie und sahen einander an, ein jedes ganz versunken in den Anblick des andern.

„Und weißt Du, was der Dr. Erasmus hier vorhin geschwätzt hat? Ich hätte eine Sonne irgendwo in meiner Seele!“

„Aber was hast Du darauf geantwortet?“ Sie blickte ihn forschend an.

„Geantwortet? Natürlich, daß es keinen Lichtfunken in meiner Seele gebe, und daß ich der unglücklichste Mann in Amsterdam sei. Meinst Du, ich hätte das nicht gesagt?“

„Das kann ich nicht wissen. Nebenbei — säh' es Dir ähnlich, so etwas zu sagen! Denn es ist gewiß Deine Ansicht.“ Und unwillkürlich legte sie ihren Arm um seinen Hals.

In diesem Augenblick ging die Türe auf, und Dr. Erasmus stolperte herein, um Rembrandt abzuholen zum Bezahlen von Zinsen und Schulden. „Die Schublade ist leer!“ rief Rembrandt. „Schau her, was ich gekauft habe!“ Und er zeigte ihm sein Weib.

Mit offenem Munde stand Erasmus da.

Da hob Rembrandt sein Glas und trank dem Alten mit allen seinen Vorwürfen zu und lächelte glückselig.

Und Zaskia wandte den Kopf und sah auf den Alten an der Tür, als wollte sie sagen: „Ja, es ist unmöglich, und doch. . .“

Da lehrte Dr. Erasmus um, ohne ein Wort, und stolperte wieder hinaus — als wäre das sorglose Glück der beiden jungen Menschenkinder ein Lichtquell, vor dem er die Flucht ergriff.

Peters glückliche Zeit.

Eines Morgens brachte der Landpostbote dem Knecht Peter Pastowsky ein Paket. Das war natürlich ein Ereignis, denn die Arbeiter auf dem Gute des Freiherrn von Bahlen, das meilenweit von jeder größeren Ansiedlung entfernt lag, hatten mit der Post wenig zu tun. Nach Feierabend öffnete Peter sein Paket, seine Genossen wohnen der feierlichen Handlung bei. Und da kam ein vierziger, eisener Kasten zutage, in dem es verheißungsvoll kimperte. Ein Brief lag obenauf; er war von Peters Knecht geschrieben. Und dieser Knecht schrieb, daß sein Vater — Peters Bruder — gestorben sei, und dieser Kasten mit Inhalt sei Peters Erbschaft.

Nun hatte Peter seit langen Jahren wenig von seinem älteren Bruder gehört; er war in irgend einer Maschinenfabrik in Posen angestellt gewesen, und Peter hier auf dem Bahlen'schen Gute. . . Reisen ist teuer, so tamen aber die Brüder nicht mehr zusammen. Jedes Jahr zu Weihnachten schickten sie sich eine Karte — und es fiel ihnen schon schwer, dieses kleine gelbe Blättchen auszufüllen. Was hatten sie sich auch zu sagen?

Am so unerwarteter kam Peter die Todesnachricht . . . und seine Erbschaft!

Er hob die eiserne Kiste hoch und besah sie von allen Seiten. Sie war verschlossen, aber es lag kein Schlüssel im Brief. Peter und die Knechte versuchten, sie mit den Händen zu öffnen, das Schloß gab jedoch nicht nach. Auch mit dem Stemmeisen und Hammer war sie nicht aufzumachen. Bei jeder Bewegung kimperte es in dem Kasten, es war Geld darin, zweifellos.

Peter und die anderen Knechte siebten vor Neugierde! Der eiserne Kasten war sehr schwer und schwer darin, viel Geld sicherlich, denn er mehr sie sich bemühen, ihn zu öffnen, je lauter versicherte Peter, daß sein Bruder unendlich reich geworden sei. Mit einer Hacke ging man dem Kasten zu Leibe, mit einer Art . . . aber umsonst! Anfangs gerieten die Knechte in Wut, dann in ein großes Lachen, wenn wieder ein anderer den Versuch machte, den „Teufelstasten“ zu sprengen. Schließlich gingen sie stehend zu Bette. Nur Peter sah die halbe Nacht auf und seilte mürrisch an dem Rand des Deckels, es hatte wenig Sinn; aber das Klumpen im Kasten, das ihn verhöhnte, spornete ihn immer wieder zu neuen Versuchen an. Schließlich gegen Mitternacht warf er die Kiste fort und ging auf den Hofboden. . . Das eingeschlossene Geld kimperte lustig darin! Er hob den Kasten wieder auf, probierte zum hundertsten Male alle Schlüssel, die er finden konnte, aber keiner paßte in das kunstvolle Schloß. Es war zum Verzweifeln!

Zodmüde legte sich Peter schlafen. Am anderen Morgen hatte sich auf dem Gut die Geschichte von der Geldkiste schnell herumgesprochen; Peter war auf einmal die Hauptperson geworden. Vom ersten Verwalter bis zur letzten Stallmagd, alle interessierten sich für Peters Erbschaft, alle

betrachteten kopfschüttelnd den eiserne Kasten und keiner konnte ihn öffnen.

Peter nahm sich vor, am Sonntag in die nächste Stadt zu gehen, es waren nur acht Stunden Weg, und dort seine Kaffette öffnen zu lassen. Bis dahin mühten sich alle geblieben. Aber noch wie hatte Peter so gute Tage gehabt wie jetzt! Der erste Arbeiter schenkte ihm eine halbe Flasche guten gelben Schnaps, die Küchenmagd steckte ihm heimlich belegte Butterbrote zu, die rote Crete, die ihn sonst immer auslachte, wenn er ihre Hand fassen wollte, ließ sich nun von ihm gang ohne Zieerei küssen. . . Und alle sprachen nur von seiner Erbschaft, und alle hofften, ein wenig von dem Segen abzubekommen.

Peter selbst fühlte sich jetzt ganz großartig. Er arbeitete fast gar nicht und keiner sagte ihm etwas. Er hatte es ja nicht mehr nötig! Wer arbeitete denn, wenn er auf einmal eine Masse Geld erbt? Sonst war er immer klein und gebückt und wurde von vielen gehänselt, jetzt wagte das keiner mehr, wer konnte wissen, was aus Peter noch alles wurde! Am Abend nach dem Essen spuckte er kräftig aus, und dann fragte er, ob er sich wohl lieber in der Stadt in Haus oder ein Stück Land kaufen sollte. Alle rieten ihm entsetzt, ein Landgut zu kaufen, und jeder nahm ihn dann heimlich vor, und bat ihn, doch um Gottes willen keinen anderen Inspektor angustellen als ihn selbst. Peter schüttelte den Kopf. Er wollte es sich überlegen. Eigentlich habe er ja das Landbesitzen fast, ein Zigarrengeschäft in Posen oder Bromberg sei auch etwas Feines, nicht wahr? Oder ein kleines Restaurant mit Billard und Musikautomat! Ja, er müsse sich das noch überlegen.

Und die rote Crete kam heimlich her, und sagte, wie es denn mit dem Verloben wäre? Eine nette Hausfrau müsse er unbedingt haben. Aber Peter meinte, er müsse doch wohl ein Mädchen aus der Stadt heiraten. Die rote Crete warnte ihn eindringlich vor dem „Stadtplanzen“ und lächelte und schlang ihre Arme um Peters Nacken.

Das alles gefiel Peter sehr gut. Er war das Häßelkind des ganzen Gutes, alle überdies sich, Peter gefällig zu sein. So tat es ihm beinahe leid, als der Sonntag kam und er mit seiner ererbten Kaffette in die Stadt ziehen mußte; er hatte auf einmal den Gedanken: wenn nun doch nicht soviel darin ist? . . . das wäre doch sehr unangenehm. Aber der Kasten war so schwer und es kimperte so lustig darin!

Ganz früh am Morgen machte sich Peter auf. Die rote Crete war schon aufgestanden und begleitete den „Müllmann“ ein Stück des Weges. Danach sah sie ihm nach. Schnell ging er die lange Bielenhauser entlang und wurde immer kleiner und kleiner. Schließlich war er ganz verschwunden.

Auf dem Hof war man in großer Aufregung. Wieviel machte es sein? Und was würde Peter mit dem vielen Gelde anfangen? Wenn er nur erst wieder zurück wäre; der Tag wollte gar kein Ende nehmen. Aber auch am Abend kam Peter nicht, und auch am andern Morgen nicht. Montag mittag tauchte er wieder auf; blaß war er, furchtbar blaß und sein guter Sonntagsgang war entsetzlich beschwächt.

Sein Anblick schon war eine große Enttäuschung!

Nun sollte er erzählen; aber er wollte so recht nicht mit der Sprache heraus. Schließlich gestand er: Ja, es war Geld in dem Kasten, viel so gar, beinahe vierhundert Mark!

„Boy Donner!“ rief ein Knecht. „Für ein Rittergut ist's genug“, jottete ein anderer.

„Wo ist denn nun das Geld?“ fragte die rote Crete.

Peter hob die Schultern.

„Hut!“ sagte er einfach und mit einer gewissen tragischen Größe.

Aber die Knechte und Magde hatten für Tragik weiter keinen Sinn. Sie verstanden sofort, daß Peter sein Geld in der Stadt verlor und hatte, und daß er nun ebenso arm war wie zuvor. Und ferner, daß alle die Hoffnungen, die sie auf Peters Reichum gesetzt hatten, nun zum Teufel waren. So entstand eine allgemeine Wut gegen den armen Peter, der als geloppt hatte, und wenn er es vorher wie im Himmel gehabt hätte, jetzt hatte er die wahre Hölle auf Erden. Nie vorher war er so geneckt worden, er kieß nur „Der Millionär“, und oft fragte man ihn, ob er schon sein Schloß in der Stadt fertig hätte. Die rote Crete gab ihm eine derbe Worte, als er sie umarmen wollte. . . Kurzum, Peter war der unglücklichste Mensch auf dem ganzen Hofe.

Schließlich wurde es ihm zu viel. Er ging zum Inspektor und klagte ihm sein Weib. Der hörte ihn lachend an; dann sagte er:

„Du bist der größte Esel, der irgendwo in Posen und Petersburg herumläuft! Gähst Du die dämliche Schandtat nicht aufbrechen lassen, dann könntest Du jetzt noch der große Herr sein. Nun schere Dich raus!“

„Ja, wer konnte das wissen“, sagte Peter für sich hin; und es war doch wirklich eine schöne Erbschaft.“